

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 22

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]
Autor: Speck, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
30. Mai
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Die Morgenpredigt.

Von Gustav Falke.

Die Selder lagen still und schwer,
Der Sommer brachte Segen.
Wir gingen kreuz und gingen quer
Und kamen von den Wegen.

Es stand ein roter Mohn im Korn
Und eine weiße Winde.
Es hing ein kleines Nest im Dorn
Aus Halmen und aus Rinde.

Ein Sonntag war's, das Dorf versteckt
In Andacht und in Frieden,
Und wir, von Wall und Busch umheckt,
Von allen abgeschieden.

Dort fiel nun wohl vom Kanzelbord
In die erbaute Menge
Gar manches gute Liebeswort
Und manches Wort der Strenge.

Hier ward uns eine Predigt rings
Aus Sonne und aus Stille,
Das Leuchten eines Schmetterlings,
Das Zirpen einer Grille.

Und hier und da ein Liebeswort
So abseits von den Wegen.
Die Aehren wogten leise fort,
Der Sommer brachte Segen.

Gynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

22

Er war fassungslos. Er umschlang sie, wie einst in jungen Jahren, streichelte zart und mit zitternden Händen über ihr, ach, in den Tränen so junges und doch so altes und leidendes Gesicht. Und seine Tränen vermischten sich mit den ihrigen als ein Quell von herber, bitterer Süße! —

Am nächsten Tage kam wirklich der Arzt, ein stattlicher und wohlgepflegter Mann, mit weißem Henriquatre und außerordentlich sorgfältigen weichen Händen. Der richtige Frauenarzt. Er sprach artig, geistig und mit Geist und seine Art paßte ausgezeichnet zu derjenigen von Frau Agnes. „Eine wundervolle Frau“, sprach er, als er vor dem Mittagessen mit dem Hausherrn durch den Garten schritt.

„Und der Befund? Was sagen Sie dazu?“ fragte der Doktor gespannt.

Jener blieb stehen, mit einer Falte in der Stirn, und schien ernstlich und ein wenig unruhig nachzudenken. „Lieber, als Kollege und alter Freund, der Sie schätzt, will ich mich nicht schämen, Ihnen die Wahrheit zu sagen: Ich weiß es nicht! Eine prächtige, feine Frau in einer kleinen Stadt, die man mit Ehren bei uns in jeden Salon stellen könnte. Nach dem Frühstück zu schließen, das sie mir bot, und wie sie es bot — ich achte auf derartiges —, eine tüchtige Hausfrau mit gediegenen Manieren, in soliden Verhältnissen und mit viel Selbstzucht, wohnt sie in einem famosen Hause und scheint Sie sehr zu lieben — mit einem Wort, psychisch, man darf das bei Frauen nie unterschätzen, die besten Vorbedingungen. Körperlich etwas reduziert, allerlei Beschwerden, ohne jede eigentliche organische Veranlas-

fung, auch wohl ohne Komplikationen. Und dennoch ist etwas nicht in Ordnung. Vielleicht nervöse Sachen, die ich aber nicht in Einklang mit dem übrigen und vorhergesagten bringen kann. Schicken Sie sie nächsten Sommer in ein Bad und gehen Sie wenn möglich selbst mit. Und vor allem natürlich, keine unliebsamen Aufregungen.“

Der gute Doktor dachte an sein gestriges Erlebnis. Sein Atem ging schwer und er wischte sich erst wie zufällig die Augen, ehe er seinen Dank aussprach. Nachher zeigte er dem Gaste das Haus. Dieser war entzückt als Liebhaber und Kenner und fuhr noch beim Mittagessen mit Vergnügen in seinem Beifall fort:

„Das muß ich sagen, diese kleine Stadt ist ein Schatzkästlein und die Perle darin ist Ihr Haus, Frau Doktor.“ — „Wie?“ wandte er sich an den Hausherrn. „Sie wissen wohl gar nicht, was Sie besitzen. Es sind Stücke darunter, die bei der heutigen Antiquitätensucht ein kleines Vermögen darstellen.“

„Und doch will mein Mann die Dinge verkaufen, wenigstens vielleicht einen Teil. Ich, als Hausfrau, habe nichts dagegen. Sie müssen bedenken, es ist nicht unsere Freude, ein Museum zu besitzen. Das Abstauben macht so viel Unrast und Mühe. Wenn Sie also zufällig einen Käufer wüßten.“

„Mit Vergnügen“, unterbrach sie jener. „Ich will Ihnen einen Antiquar schicken, einen von den anständigen, keinen Ignoranten und Geschäftchenmacher, der soll Ihnen wenigstens die Sachen einmal schätzen. Postausend, ich bin sicher, er will nicht mehr fort und das Wasser läuft ihm

tatsächlich im Munde zusammen. Bei uns bringen Sie die Sachen mit Leichtigkeit weg. Nur schade, daß Sie nicht noch Ihr prächtiges Haus und vor allem sich selbst bringen können. Sie würden ebenso, bitte, Sie würden noch willkommener sein.“

Mit dem Dreihirzge reiste er wieder ab. —

Derweilen nahm das Schuldentilgen seinen Fortgang. Erst wurde das Fabriklein ausgeräumt, die Vorräte, die Maschinen, des Doktors Pferd, das Glaszeug, der Motor, ja sogar die hölzernen Bureauverschlüsse und die Treppe, so daß die Scheune, bis auf das angebaute Motorenhäuschen, wieder im Urzustande war. Aber es reichte noch nicht. —

Der Freund hatte Wort gehalten. Schon in den nächsten Tagen kam ein Antiquar, ein anständiger, man mußte es sagen, der neben der Jägerlust einen ehrlichen Preis nicht scheute. Zuerst kam die Wohnung Kapris dran. Bei dem Kokoßzimmer zeigte er sein Entzücken offen, ohne an die dadurch bedingte Preissteigerung zu denken. Aber es reichte noch nicht. Auf dem Estrich fand er allerlei Brauchbares, mit und ohne Reparaturbedürfnis. Dann kamen die oberen Zimmer daran. Selbst was sich an Füllungen ohne Schaden herausnehmen ließ, nahm er mit Vergnügen mit. An den Wänden hing er die Bilder ab. In den unteren Stodwerken setzte er seinen Beutezug fort, und als er ging, war das Haus kahl, öde und leer; kaum daß der Doktor das Eckzimmer und das Zimmer von Frau Agnes behielt mit seinem ganzen Inhalt. Aber hier schien er unbeugsam, trotzdem es immer noch nicht langte. Zum Schlusse belastete er das Haus mit einer kleinen Hypothek. Nun reichte es.

XIV.

Die Welt ist lustig und traurig.

Die Stadt war klein und geschwätzig. Es war vorzusehen, daß diese umfangreichen Entäußerungen Aufsehen erregten. Dazu kam, daß sich zur selben Zeit Rosine zur Abreise anordnete, mit Tränen und manch schönen Zeichen treuer Anhänglichkeit.

Der erste, welcher Unrat witterte und sich in Szene setzte, war Lorenz.

Eines Tages, nachdem er lange die Transporteure des Antiquars mit Rat und Hilfe wohlwollend bedacht hatte, trat er aus seinem famosen und billigen Stallgement und nahm mit bedächtigen Schritten, ein altes Wachsleinwandpäcklein unter dem rechten Arme, seinen Weg nach dem Doktorhause. Unten beschaute er sein Bild in einer Fensterscheibe, wie in einem Spiegel, stieg dann befriedigt zur Küche hinauf und trat nach einigem Vigilieren unter die Türe. Rosine war allein da, was er natürlich schon gewußt hatte. Sie puhte mit roten Baden eine Pfanne blank und sah und hörte nichts, weil sie vor sich hinstummte und überdies wahrscheinlich an ihren Bäcker dachte. Lorenz sah das liebliche Bild einige Zeit mit Rührung an und rief dann leise:

„Rosine!“

Sie fuhr erschrocken auf und sah nach der Türe, worauf sie ruhig und gelassen sagte: „Lorenz, was friechen Sie da herum und verstören die Leute. Was ist?“

„Schlechtes Wetter“, antwortete er und schaute mit Wohlgefallen zu ihr hin, während er ein paar Schritte vorwärts tat, behutsam und begehrlieh.

„Das ist wahr“, meinte sie. „Anfang Dezember und immer dieser kalte Regen. Drum geht es auch der Frau Doktor so schlecht.“

„Hm, tja.“ Und er tat bekümmert. „Es geht abwärts hier im Hause. Hol' mich — nun, ich sag's nicht, wegen Ihnen. Aber wie, Jungfer Rosine, wenn Sie dann, wenn es dann hier aus und nichts mehr zu beißen gibt, wenn Sie dann, sage ich, auf der Gasse draußen stehen und weinen und nicht wissen wohin?“

„Ach Gott“, sagte sie kläglich.

Er trat näher an sie heran und gab ihr einen lebenswürdigen Schubs in die Seite, machte ein jugendliches Gesicht, ein ganz verliebtes Gesicht und sagte: „Gix, Fräulein. Na, sehen Sie. Aber der gute, gute Lorenz hat Sie gern, da schauen Sie jetzt, he, und will dem lieben Kinde helfen, daß es nicht umkommt.“

Rosine machte ein verwundertes Gesicht und war bereit zu lachen: „Wieso denn?“ Und sie machte ganz runde Augen.

„Nja. Schau mich einmal an, Schatz.“ Er nahm die Rappe ab: „Ich habe noch fast alle Haare. Die Zähne auch noch gut. He? Wie wäre es, wenn wir uns heiraten wollten? Hol' mich — no, ich sag's nicht. Aber der Lorenz nimmt dich.“

Das Mädchen konnte nicht länger und brach in ein Gelächter aus.

„Da lachst du nun“, sagte er strafend, gutmütig und bieder. „Wirst dich wundern. Ich fange ein Geschäft an. Wozu bin ich denn Schuhmacher? Und was ist denn das? Da schau her.“ Er nahm sein Päcklein, schlug die alte Wachsleinwand auf dem Küchentisch sorglich auseinander und brachte ein Kassenbüchlein zum Vorschein, das er würdig aufschlug und, mit dem Finger auf die Schluszahl deutend, ihr unter die Nase hielt. „Was steht da? Viertausend!“

„Lorenz“, sagte sie mit unheimlicher Ruhe, „haben Sie jemand umgebracht? Woher haben Sie das viele Geld?“

„Alles ehrlich erworben und erspart. Rosine, du siehst, es ist alles da und geht dir gut.“ Und er stieß wieder freundschaftlich mit gespitztem Zeigefinger nach ihr. Aber sie wich zurück und fing plötzlich an, unmäßig zu lachen, während sie ihn mit Blicken voll Verwunderung, Lustigkeit und Abscheu betrachtete. Sie lachte immer ärger. Es war krankhaft und die Tränen liefen ihr über die Backen. Er schaute entsetzt ihrem Treiben zu und widelte das Büchlein wieder in sein Wachsstück. Sie lachte weiter, strampelte mit den Beinen und lief um den Küchentisch herum.

„Gans“, murrte er. „Dreßmädchen.“

Sie warf sich über den Tisch, schluchzte vor Lachen und winkte wie toll mit den Händen, daß man nicht wußte, sagte sie „geh“ oder „adieu“.

Lorenz ging. —

Auch am Stammtisch des „Zehnthofes“ wurde die Sache besprochen. Der eine meinte, der Doktor habe schlecht spekuliert. Der andere meinte, es habe durch Bürgschaft Geld verloren. Der dritte mutmaßte wieder etwas anderes und das Berweifen nahm kein Ende.



Becker. — Der erste Versuch.

Es gibt Leute, bei denen der Mensch erst beim Doktor oder Millionär anfängt. Hier zeigte es sich, daß doch vor allem das Geld den Mann macht; denn obwohl der Doktor noch immer Doktor war, war in den Reden mancher dieser braven Leute schon etwas weniger Respekt als sonst, weil der Doktor kein Geld mehr hatte. Das Gefühl der behaglichen Sicherheit, des Stärkerseins, der Macht drang durch.

Die Skala von Macht oder Glück ist relativ. Wenn von zweien der obere unter den unteren sinkt, fühlt sich der untere erhöht. Tritt die Verschiebung durch die Tüchtigkeit ein, so ist das Fortschritt, wird sie mit Gewalt erreicht, so ist es Umsturz, Aufruhr und Anarchie. Man sagt: Der Neid ist die Wurzel alles Übels. Das ist ein Irrtum. Die Hauptwurzel ist die Eitelkeit als Machtwille. Jeder will mehr sein als er ist, oder zum mindesten mehr scheinen. Die relative Skala dient zum Vergleichen und erzeugt je nach der Differenz Neid, Haß, Verachtung, Schadenfreude, kurz alles Übel.

So oder ähnlich dachte und philosophierte der Synodus, dem das Abendessen nicht geschmeckt hatte, den das Wetter ärgerte und dem wieder einmal nach einem verdrießlichen Tag die ganze Stadt verleidet war; so daß er ernstlich darauf dachte, sich zu verändern. Zum besseren, natürlich. Und erfüllt von Unmut, ergriff er nun ebenfalls das Wort und sagte: „Meine Herren, in jedem Menschen

ist wie ein Untier ein Stück von einem Kanaille, die immer bekämpft werden muß und nie ausgerottet wird. Aber die Größe des Sieges über diese Kanaille bedingt den Grad der vornehmen Menschlichkeit. Ich halte dafür, daß es der Doktor in diesem Kampfe weit gebracht hat und ein vornehmer Mensch ist. Das andere geht uns nichts an.“

Der Tuchhändler pflichtete bei. Die anderen schwiegen, verwirrt und verdukt über diese Rede und die Heftigkeit des höflichen Mannes. Es widersprach jedoch niemand weiter und man redete von anderem. Zum Beispiel von dem fränkischen Kaufmann am Markte, der dieser Tage gestorben war. —

Man sprach natürlich auch in den Gassen und Läden von dem Doktorhause, weil die Menschen sich gerne und besonders in solch trüben Herbsttagen, aus Langeweile über jedes Neue und Sensationelle hermachen wie Kinder über ein neues Bilderbuch. Es fehlte nicht an Mitleid, und es wurde manches gute und herzliche Wort gesprochen. Es fehlte allerdings auch nicht an Leuten, welche als Fähnchen im Wind sich eilig auf die neue Situation einstellten, ähnlich wie in der Geschäftskonjunktur und hohen Politik. Mancher Geschäftsmann, der früher sich aufdrängte, mit allen Zeichen der Ergebenheit, ließ sich nun auffuchen oder schickte prompt die Rechnung aus eigenen Stücken, während er sich dergleichen früher nicht einmal auf Aufforderung hin gestatten wollte.

Es war anzunehmen, daß dergleichen im Doktorhause bemerkt und besonders von Frau Agnes bitter empfunden würde. Indessen war es auch hier wie bei der hohen Politik, wo vor den inneren Geschehnissen in einem Staate die äußeren zurücktraten. Es war auffallend, wie wenig von Kapri, außer seinen Schulden, zurückgeblieben war. Man sprach wenig und nie nachteilig von ihm. Man wahrte das Deforum und machte die üblichen Grabbesuche. Aber eine Lücke hatte er nicht zurückgelassen trotz seiner Betriebsamkeit, außer etwa bei Leonore, welche natürlich zuerst durch tausend Dinge des täglichen Lebens an ihn erinnert wurde. Aber bald wurde er auch ihr zu einer bloßen Erinnerung. Sie hatte jetzt Wichtigeres zu tun; denn sie hatte nach wie vor die Idee und, was mehr war, den festen Willen, sich nützlich zu machen. Sie setzte sich hinter ihre noch vorhandenen Schulbücher oder was sonst dergleichen im Hause war, und ließ es sich besonders angelegen sein, ihre Sprachkenntnisse aufzufrischen. Der Doktor jedoch hielt dergleichen mehr als je für ein neues Abenteuer. „Eine Privatschule“, sagte er, „ist staatschädlich, denn sie entfremdet die verschiedenen Volksklassen, statt durch Umgang und gemeinsamen Unterricht Verständnis und Verträglichkeit unter ihnen zu fördern. Dann würde auch deine Herzengüte und Sorglosigkeit, liebe Leonore, kaum ein ersprießliches Regiment führen können, mißbraucht werden und Unerquickliches genug bringen. Ja“, schaltete er mit einem Seufzer ein, „wenn die Mutter gesund wäre, könnte man eher an so etwas denken. Ferner müßte man, um eine gute Anstalt mit Recht führen zu können, Lehrkräfte einstellen. Gute Kräfte wollen bezahlt sein, dann rentiert das Unternehmen nicht, billige und schlechte aber machten, daß die Schülerinnen davonliefen und die Schule ruiniert würde. Und dann — die Ausrüstung, die Betten, alles kostet Geld, und wir haben keines.“

Das gute Kind hörte ernsthaft zu: soviel hatte sie nun schon gelernt, denn sie zeigte etwas, das ihr bisher fremd gewesen, sie zeigte Beharrlichkeit und erklärte heiter, daß sie auch als Gesellschafterin oder Erzieherin sich nützlich machen könne. Der Doktor lächelte und die anderen glaubten auch nicht daran, trotz der großen Korrespondenz, die nun begann. Und eines Tages zeigte es sich, daß ihr Gatte wenigstens etwas hinterlassen hatte, nämlich einen klingenden Namen. „Leonore von Kapri“, das klang gut. Auch ihre Photographie war ohne Schmeichelei ein empfehlendes Dokument, und so teilte sie eines Tages ihre Bestallung als Gesellschafterin der Gattin eines spanischen Granden mit, deren Eheherr meistens im Senate seine Hosen versah oder in seinem Bergwerken Gold zu machen versuchte, nicht durch altmodische Magie, sondern durch moderne Arbeit.

Der Doktor sträubte sich zuerst, trotzdem die konsularen Auskünfte recht empfehlend lauteten. Aber da Frau Agnes ihr Einverständnis erklärte und auf andere Bedenken mit der Behauptung antwortete, daß es ihr nun viel besser gehe, so gab der Doktor schließlich nach und ebenfalls seine Zustimmung, in der Voraussetzung und mit dem heiteren Vermerk, daß sie am besten ein Retourbillettt löse.

(Fortsetzung folgt.)

Salzburg.

Von Roland Bürki.

Liebtlich zwischen Mönchs- und Kapuzinerberg eingebettet, liegt, am Fuß der Hochgebirgswelt, die schöne Stadt Salzburg. Hoch und waldumfränzt ragt ihre Festung auf und beherrscht das ganze Stadtbild mit all seinen Türmen und Kuppeln. Im Hintergrunde stehen abschließend, in bläulich violetter Dufte, wie mit feinen, dünnen Wasserfarben hingemalt, die fernen Alpen. Harmonisch und wohlthuend hat sich hier die Kultur in den Rahmen der Natur eingefügt, beide ergänzen sich zu einem wundervollen Landschaftsbilde.

Als ich abends hier anlangte, war die Stadt überfüllt von Menschen aller Nationen, welche die alljährlich hier stattfindenden Mozart-Festspiele besuchen wollten. Die Straßen waren stark bevölkert, die Menschen strömten zu den Häusern ein und aus, an allen Ecken und Enden wimmelte es von Fremden. Alle Hotels waren voll, ja, selbst in den Scheunen war kein Platz mehr. Mit Mühe und Not konnte ich aber nach langem Suchen in der Nähe des Bahnhofes noch ein Zimmerchen aufstreifen. Eigentlich war es nur ein kleiner Gang im dritten Stock eines Hotels, der zu einem Zimmerchen zurecht gemacht worden war. In einer Ecke stand ein Bett, vor neugierigen Blicken geschützt durch eine spanische Wand. Hier also war mein Lager, und was für eines! Ein altes, gebrechliches Bett, das bei der geringsten Bewegung knarrte und knarrte, daß es bis hinab in die Gänge der unteren Stockwerke dröhnte, eine Decke, die viel zu kurz war, obschon ich keine Bohnenstange bin, und dazu die reinste Gebirgslandschaft von einer Matratze. Und was für eine süße Schlafmusik mich in den Schlummer wiegen wollte! Unaufhörlich polterten, schlurften oder schlachten Menschen Trepp auf und ab, die ganze Nacht, an meinem Bett vorüber, einige geheimnisvoll flüsternd, andere tappend, gegen mein Bett plumpsend, so daß der Schwall meiner spanischen Wand oft recht bedenklich ins Schwanken kam. Im Parterre wurden Türen aufgerissen und zugeschlagen, und jedesmal, wenn eine Tür aufgerissen wurde, drang ein Schwall von Gläserklirren, Töhlen, Schwagen,



Mozarts Geburtshaus.

Lachen, Singen und dumpfem Brummen in die Gänge hinaus. Auch draußen auf den Straßen war der reinste Jahrmarkt. Begreiflicherweise stand ich hier in aller Herr-